



Sebastian Beck, Thomas Perry

Studie Soziale Segregation

Nebeneinander und Miteinander in der Stadtgesellschaft

Die Städte befinden sich in einem Umbruchprozess, der von wechselnden und zunehmend polarisierten Bewohnerstrukturen gekennzeichnet ist. Die Segregation der sozialen Gruppen nimmt tendenziell zu. Je entspannter der Wohnungsmarkt, je mehr freie Wohnungen zur Verfügung stehen, desto deutlicher tritt diese Entwicklung zu Tage. Kann sich das gesellschaftspolitische Ideal der sozialen Mischung vor diesem Hintergrund nachhaltig behaupten? Und wie steht es um die Idee der integrativen Stadtgesellschaft? Auf der Spur dieser Fragestellungen hat der vhw das Sozialforschungsinstitut Sinus Sociovision (Heidelberg) mit einer qualitativen Grundlagenstudie zu den Mechanismen der sozialen Segregation in der Stadtgesellschaft beauftragt. Als zentraler Zusammenhang stellte sich dabei heraus: Die Stadt erschließt sich den Bewohnern über individuelle Lebensstile und Beziehungsnetze, nicht aber über Wohnstandorte und Verwaltungsgrenzen. Dabei deckt die Studie unterschiedliche Entwicklungsprozesse auf. Zum einen wird die Stadtgesellschaft mobiler und flexibler, Nachbarschaften werden zunehmend anonym und Beziehungsnetze werden zusehends raumübergreifender. Zum anderen verschärfen sich aber auch nicht nur die räumlichen, sondern auch die lebensweltlichen und symbolischen Abgrenzungen zwischen den sozialen Gruppen. Die lokale Identifikation und die Beziehungsnetze in der Stadt sind zunehmend räumlich entgrenzter, so dass das bloße Ziel einer Mischung der Wohnstandorte als Grundlage einer integrativen Stadtgesellschaft offenbar zu kurz greift. Integrative Potenziale scheinen nicht zuletzt mit der Idee der Bürgergesellschaft verbunden, die im Bereich Wohnen und Stadtentwicklung aber offenbar noch weitgehend Entwicklungsland ist.

Anlass der Studie

Bei der Frage nach einer integrativen Stadtgesellschaft und den Mechanismen von sozialen Segregationsprozessen geht es um einen zunächst sehr einfachen Zusammenhang: Mit wem wollen die Menschen nachbarschaftlich zusammenleben? Diese Frage hat aber zumindest zwei zentrale Bezugsebenen:

- Zum einen geht es um die Struktur der sozialen Beziehungen und des sozialen Lebens, das man pragmatisch als den sozialen Raum eines jeden einzelnen Menschen definieren kann.

- Zum anderen geht es um die Wahrnehmung des Kontexts, des Umfelds und der einzelnen Elemente dieses sozialen Raums.

Mit der Studie sollte das Zusammenwirken dieser beiden Ebenen untersucht werden. Wir wollten wissen, wie die Bürger ihr Lebensumfeld, ihren sozialen Raum und das Zusammenleben darin wahrnehmen, wie sie es verarbeiten und verstehen. Dabei geht es um soziale Distanzen, deren Ausmaß, Bestimmungsfaktoren und Relevanz, aber auch um Gemeinsamkeiten im Zusammenleben und um die Potenziale bürgerschaftlichen Engagements in Sachen Quartier und Stadtentwicklung. Es ging darum, Treiber und Bremsen von Segregation kennenzulernen, zu sammeln und zu verstehen.

Die Studie als Bestandteil der vhw-Lebensweltforschung

Die Neugier, die der Studie zugrunde liegt, ist nicht nur wissenschaftlich motiviert. Vielmehr liegt dem vhw seit Jahren daran, nicht nur die fachliche Debatte voranzutreiben, sondern auch ganz praktische Unterstützung zu bieten, die man vor Ort für Stadtentwicklung und die Arbeit in spezifischen Wohnumfeldern nutzen kann. Aus diesem Grund wurde das Angebot WohnWissen entwickelt, das völlig neue Möglichkeiten für die soziale und marktbezogene Analyse von räumlich frei definierbaren Wohnumfeldern ermöglicht (s.a. Poddig/Hallenberg 2005). Die vorliegende Studie reiht sich in dieses integrierte und in allen Modulen aufeinander bezogene Forschungsprogramm ein. Im Ergebnis wird sie ein sehr praktisches analytisches Raster, viel Hintergrundwissen über die Sichtweisen unterschiedlichster sozialer Gruppen sowie praktische Schnittstellen zum Datenfundus des WohnWissen-Angebots bereitstellen.

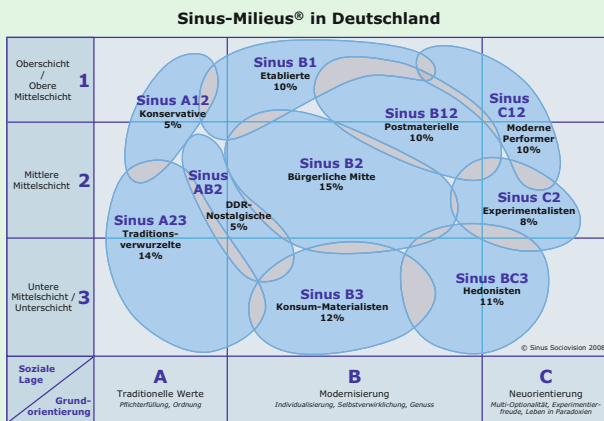
Die Studie baut auf dem Vorwissen des vhw-Forschungs-Tools WohnWissen auf und geht den Forschungsfragen auf Basis der Sinus-Milieus nach. Dabei arbeitet die Studie mit zwei Milieu-Modellen: Mit dem Milieumodell für die deutschsprachige Gesamtbevölkerung (s.a. Perry 2003) und mit einem Milieumodell für die in Deutschland lebenden Migranten (s.a. Beck/Perry 2007).

Forschungsansatz

In diesem ersten Studienschritt zur Segregationsthematik ging es zunächst nicht um quantitative und repräsentative Daten.



Kurzcharakteristik der Sinus-Milieus®



Gesellschaftliche Leitmilieus

Sinus B1 (Etablierte): 10%

Das selbstbewusste Establishment: Erfolgs-Ethik, Machbarkeitsdenken und ausgeprägte Exklusivitätsansprüche

Sinus B12 (Postmaterielle): 10%

Das aufgeklärte Nach-68er-Milieu: Liberale Grundhaltung, postmaterielle Werte und intellektuelle Interessen

Sinus C12 (Moderne Performer): 10%

Die junge, unkonventionelle Leistungselite: intensives Leben – beruflich und privat, Multi-Optionalität, Flexibilität und Multimedia-Begeisterung

Traditionelle Milieus

Sinus A12 (Konservative): 5%

Das alte deutsche Bildungsbürgertum: konservative Kulturkritik, humanistisch geprägte Pflichtauffassung und gepflegte Umgangsformen

Sinus A23 (Traditionsverwurzelte): 14%

Die Sicherheit und Ordnung liebende Kriegsgeneration: verwurzelt in der kleinbürgerlichen Welt bzw. in der traditionellen Arbeiterkultur

Sinus AB2 (DDR-Nostalgische): 5%

Die resignierten Wende-Verlierer: Festhalten an preußischen Tugenden und altsozialistischen Vorstellungen von Gerechtigkeit und Solidarität

Mainstream-Milieus

Sinus B2 (Bürgerliche Mitte): 15%

Der statusorientierte moderne Mainstream: Streben nach beruflicher und sozialer Etablierung, nach gesicherten und harmonischen Verhältnissen

Sinus B3 (Konsum-Materialisten): 12%

Die stark materialistisch geprägte Unterschicht: Anschluss halten an die Konsum-Standards der breiten Mitte als Kompensationsversuch sozialer Benachteiligungen

Hedonistische Milieus

Sinus C2 (Experimentalisten): 8%

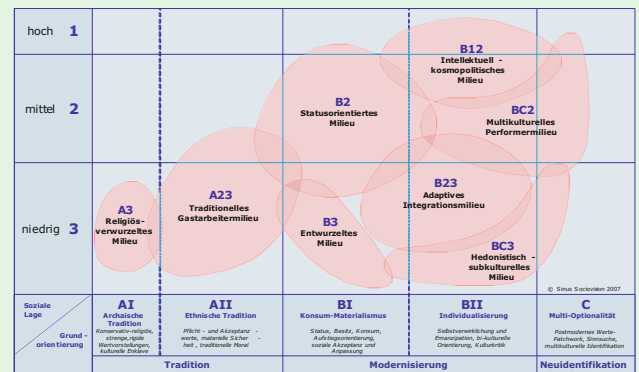
Die extrem individualistische neue Boheme: Ungehinderte Spontaneität, Leben in Widersprüchen, Selbstverständnis als Lifestyle-Avantgarde

Sinus BC3 (Hedonisten): 11%

Die spaßorientierte moderne Unterschicht / untere Mittelschicht: Verweigerung von Konventionen und Verhaltenserwartungen der Leistungsgesellschaft

Kurzcharakteristik der Migranten-Milieus in Deutschland

Die Milieus der Menschen mit Migrationshintergrund in Deutschland 2007



Traditionsverwurzelte Migranten-Milieus

Sinus A3 (Religiös verwurzeltes Milieu)

Archaisches, bäuerlich geprägtes Milieu, verhaftet in den sozialen und religiösen Traditionen der Herkunftsregion

Sinus A23 (Traditionelles Gastarbeitermilieu)

Traditionelles Blue-Collar-Milieu der Arbeitsmigranten, das den Traum einer Rückkehr in die Heimat aufgegeben hat

Migranten-Milieus im Prozess der Modernisierung

Sinus B2 (Statusorientiertes Milieu)

Klassisch aufstiegsorientiertes Milieu, das aus kleinen Verhältnissen kommend, für sich und seine Kinder etwas Besseres erreichen will

Sinus B3 (Entwurzeltes Milieu)

Sozial und kulturell entwurzeltes (traumatisiertes) Flüchtlingsmilieu – stark materialistisch geprägt und ohne Integrationsperspektive

Sinus B12 (Intellektuell-kosmopolitisches Milieu)

Aufgeklärtes, nach Selbstverwirklichung strebendes Bildungsmilieu mit einer weltoffen-toleranten Grundhaltung und vielfältigen intellektuellen Interessen

Sinus B23 (Adaptives Integrationsmilieu)

Die pragmatische moderne Mitte der Migrantenpopulation, die nach sozialer Integration und einem harmonischen Leben in gesicherten Verhältnissen strebt

Postmoderne Migranten-Milieus

Sinus BC2 (Multikulturelles Performermilieu)

Junges, flexibles und leistungsorientiertes Milieu mit bi- bzw. multikulturellem Selbstbewusstsein, das nach Autonomie, beruflichem Erfolg und intensivem Leben strebt

Sinus BC3 (Hedonistisch-subkulturelles Milieu)

Die unangepasste zweite Generation mit defizitärer Identität und Perspektive, die Spaß haben will und sich den Erwartungen der Mehrheitsgesellschaft verweigert



Vielmehr wollte die Studie das Spektrum der Sichtweisen in der Breite erkunden und diese tief genug ausloten, um die sozialräumlichen Sinnstrukturen und ihre Reproduktion verstehen zu können. Um diese Aufgabe zu erfüllen, war ein qualitativer, offener und explorativer Forschungsansatz zwingend. Die Menschen selbst sollten zu Wort kommen. In sogenannten Kreativgruppen (ca. 3,5 Stunden Dauer, jeweils 8–10 Teilnehmer) und Einzexplorationen wurden dazu insgesamt rund 120 Personen intensiv qualitativ befragt. Die Feldarbeit fand in drei Städten (Köln, Berlin, Leipzig) statt. Die Teilnehmer wurden nach einem ausgefeilten Rekrutierungsraster zusammengestellt, um eine möglichst große Vielfalt soziodemografischer Merkmale, sozialer Milieus und Wohnumfelder realisieren zu können. Dabei wurden auch Migranten berücksichtigt.

Bei der Erhebung hat uns die Zurückhaltung der traditionellen Migranten-Milieus überrascht. Im Gegensatz zur Mehrheit der Migranten, die ein deutliches Interesse am Kontakt zu Deutschen zeigt und sich auch gerne befragen ließ, trafen wir hier auf Vorbehalte. Zu einer Teilnahme an den Kreativgruppen, die auf unbekanntem Terrain in Befragungsstudios stattfanden, waren sie trotz intensiver Rekrutierungsversuche nicht zu bewegen. Wir haben deshalb diesen Personenkreis in Einzexplorationen zu Hause und in der gewohnten Umgebung befragt.

Die Ergebnisse dieser qualitativen Studie gilt es in weiteren Schritten zu quantifizieren. Mit Bezug auf die Perspektive der Migranten werden dabei zu bestimmten Fragestellungen bereits im Herbst 2008 entsprechende Ergebnisse vorliegen. Durch die Koordination der Studie soziale Segregation mit der im zweiten und dritten Quartal 2008 stattfindenden Quantifizierung der Studie Migranten-Milieus (s.a. Beck/Perry 2007) können im Rahmen dieses weiteren Forschungsschrittes neben allgemeinen grundlegenden Erkenntnissen zum Thema Migranten und Wohnen auch zu folgenden Themen „harte Fakten“ generiert werden:

- ❑ Zum Abgleich von tatsächlichem und präferiertem ethnischen und sozialem Wohnumfeld von Migranten (in der Folge lassen sich so Erkenntnisse zu gewollter und ungewollter Segregation gewinnen),
- ❑ zu Kriterien von Migranten bei der Wohnungswahl (hier lassen sich Erkenntnisse zur jeweiligen Relevanz von Wohnumfeld, Wohnlage und Wohnqualität ableiten),
- ❑ zu Strategien von Migranten bei der Wohnungssuche (dies geht der Frage nach, inwieweit Migranten durch die Nutzung bzw. durch die Nicht-Nutzung bestimmter Marktzugänge benachteiligt sind)
- ❑ und auch zu Diskriminierungserfahrungen von Migranten auf dem Wohnungsmarkt.

In weiteren Schritten gilt es dann, die quantitative Erkenntnisdichte zu den in der qualitativen Studie vorgefundenen Sichtweisen zu verdichten, die dann in der Summe weiter analysiert und gewichtet werden können.

Der soziale Raum

Die Studie zeigt sehr deutlich: Die alltagsweltliche Wahrnehmung der Stadt durch den Bürger selbst, das, was wir in dieser Studie pragmatisch als den persönlichen sozialen Raum fassen, ist ohne Zweifel ein Schlüssel zum Verständnis von Segregation und integrativer Stadtgesellschaft. Er bezeichnet eine überaus individuelle Situation, die von vielen Aspekten und Dimensionen geprägt wird (z.B. Persönlichkeit, soziale Lage, Lebensphase und Lebenssituation, Milieuzugehörigkeit u.v.m.). Der individuelle soziale Raum funktioniert vollkommen subjektiv, mit ganz eigenen Sinn- und Kommunikationsstrukturen, die es von innen heraus zu verstehen gilt. Die Ausdifferenzierung der Lebenswelten und Lebenslagen in der Stadt führt zu einer großen Heterogenität der sozialen Räume mit großen soziokulturellen Distanzen.

Die sozialen Räume von heute weisen höchst unterschiedliche Raumbezüge auf. Auch wenn Wohnort und Lebenswelt scheinbar aufeinander bezogen sind und auch wenn die Stärkung der Identifikation mit dem Wohnquartier vielerorts noch ein wohnungspolitisches Ziel darstellt: Die sozialen Räume der heutigen Stadtgesellschaft sind vom Wohnort selbst weitgehend entkoppelt. Mobilität (räumliche, mentale, sozialhierarchische, berufliche etc.) spielt dabei in vielfacher Hinsicht eine zentrale Rolle. Administrative Grenzen haben mit der Wirklichkeit der individuellen sozialen Räume nicht viel zu tun.

Wir müssen heute eine massive räumliche Entgrenzung der individuellen sozialen Räume konstatieren. Aber: Das Bedürfnis nach Grenzen nimmt deshalb nicht ab – sie werden allerdings nicht mehr in erster Linie im Raum gezogen, sondern im Sozialen. Die Zusammenfassung anderer Menschen zu wahrgenommenen Gruppen, ihr Bewerten, das Zuschreiben von Eigenschaften, Images (von Orten, Personen, Gruppen, Institutionen) und Vorurteilen gehört dabei zum Standardrepertoire der Begrenzung und Ausgrenzung. Sie fungieren als „Werkzeuge“ zur subjektiv getriebenen Reduktion und Ordnung der sozialen Komplexität. Je ausgeprägter, tiefer verankert, und „scharfkantiger“ diese sind, desto weniger lassen sie sich durch objektive Tatsachen beeinflussen. Ihre positive wie negative Kraft ist außerordentlich stark. Ihre Bedeutung im Alltag ebenso wie für das Thema Segregation und integrative Stadtgesellschaft kann kaum überschätzt werden.

Wir leben ganz offensichtlich nicht im gleichen, sondern bestenfalls in ähnlichen sozialen Räumen. Diese Heterogenität bedingt zum Teil sehr unterschiedliche Interessen und kann zu vielschichtigen Konflikten führen. Die Studie bietet Profile zur Nutzung des sozialen Raums, mit denen sich lokale Milieukonstellationen analysieren lassen, und zwar in Bezug auf das Zusammenleben verschiedener soziokultureller Gruppierungen *und* der Frage nach dem Zusammenleben von Deutschen und Migranten.

Zentrale Ergebnisse der Studie

Quartiere und soziale Räume sowie die Bindung zu ihnen wachsen oft nicht mehr in fester, dauerhafter, räumlicher Verwurze-



lung. Mobilität und Wandel der Lebenswelten schaffen heute von einem Ort entwurzelte (durchaus wertfrei gemeint) und deshalb mobile Menschen und Gruppen, mit über räumliche Grenzen hinweg funktionierenden sozialen Netzen und sozialen Räumen. Diese Entwurzelung findet sich als Trend besonders stark in den modernen Milieus wieder, in der deutschen Bevölkerung etwa bei den Hedonisten, Experimentalisten und Modernen Performern, bei Migranten im Hedonistisch-subkulturellen Milieu und bei den Multikulturellen Performern. Zu viel Bindung an das Quartier oder gar die Nachbarn ist hier weder ein Ziel noch ein Ideal. Man hält Distanz und macht sich damit auch ein gutes Stück unabhängig.

Das Quartier verliert an Bedeutung, insbesondere in den modernen Milieus, und wird zur austauschbaren Kulisse. Infrastruktur, soziale Zusammensetzung, Nachbarschaft, Wohnumfelder werden ersetzbar. Gesucht wird nicht ein Quartier, sondern ein Typ von Quartier. Entsprechend der Bedürfnisse wird das Umfeld individuell definiert: Mehrere Stadtteile, einzelne Quartiere, Straßenzüge oder nur selektive „Ecken“. Das bedeutet allerdings nicht, dass die Leute in immer kürzerem Abstand die Koffer packen werden, sobald ihnen etwas gegen den Strich geht. Die abnehmende Bedeutung des Quartiers beeinflusst das Fluktuationsrisiko im Positiven wie im Negativen: Einerseits wird es austauschbar, andererseits ist für viele ein Umzug einfach ein zu großer Aufwand, wenn sich das soziale Leben ohnehin jenseits des Wohnorts gestaltet.

Anders ist das vor allem im traditionellen Segment, bei Deutschen wie Migranten. Hier sucht man Verwurzelung, Vertrautheit mit Menschen und Umgebung, damit verbundene Verlässlichkeit, Berechenbarkeit, Stabilität, Geborgenheit und Heimatgefühl. In traditionellen Milieus spielt Verwurzelung und Gewohnheit, vermischt mit Unflexibilität, eine große Rolle. Der soziale Raum deckt sich stärker mit dem nahen räumlichen Umfeld. Man will auch deshalb oft im Quartier bleiben und harrt aus, selbst wenn Störfaktoren im Wohnumfeld zunehmen oder sich dessen Bewohnerstruktur im Sinne eines „Grading Down“ sehr negativ entwickelt.

Im Rahmen der Studie wurden die Befragten gebeten, ihren sozialen Raum mit einem Soziogramm zu skizzieren. In der Mitte ist das Wohnquartier, herum gruppiert die Bestandteile des subjektiven sozialen Raums. Am Beispiel der Experimentalisten wird dabei der Trend zur Entwurzelung deutlich sichtbar: ein weit verzweigter Beziehungsraum über das Wohnquartier hinaus mit einem räumlich weit gestreuten Bekanntenkreis.

Ganz anders gestaltet es sich hier bei den Traditionsverwurzelten. Der Radius des sozialen Raums ist hier sehr begrenzt, das Wohnquartier nimmt einen zentralen Bestandteil der Alltagswelt ein, soziale Kontakte konzentrieren sich auf das nahe Umfeld, die „Verwurzelung“ im Quartier bleibt Bestandteil der Alltagspraxis.

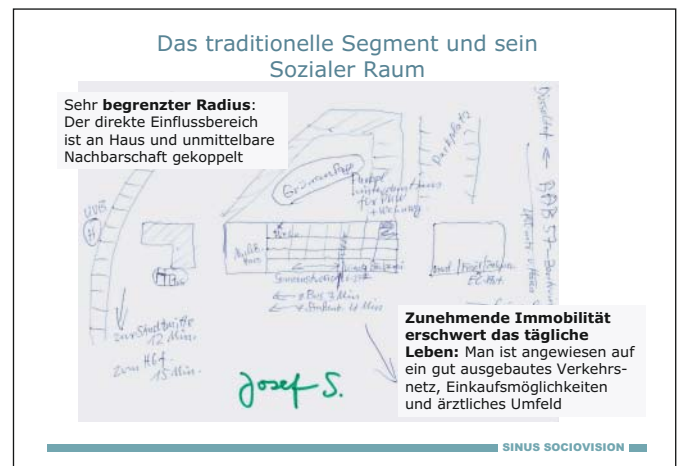


Abb. 2: Beispiel: Der soziale Raum eines Traditionsverwurzelten

Bedeutung von Nachbarschaft

Die Nachbarschaft gilt in der Debatte um Segregation als Variable von zentraler Bedeutung, manifestiert sich doch hier der Ausgangspunkt residenzieller Segregation. Das Ideal der sozialen Durchmischung knüpft an diesem Punkt an. Die Studie kommt jedoch zu einem eher ernüchternden Fazit: Nachbarschaft ist in der Stadt zwar immer eine Tatsache, aber nur sehr selten ein Lebenskonzept. Meist gehört die Nachbarschaft nicht zum Kern des sozialen Raums, sondern fungiert nur als soziale Kulisse. Gute Nachbarschaft bedeutet vor allem leben und leben lassen, sich nicht zu nahe kommen, keinen Anstoß erregen. Abgesehen von diesem Grundkonsens aber wird Nachbarschaft von den verschiedenen Milieus sehr unterschiedlich gesehen.

Die Perspektive der traditionellen Milieus: Hier bedeutet gute Nachbarschaft, neben Menschen zu wohnen, die von den eigenen Vorstellungen über Nachbarschaft nicht abweichen. Man möchte den Nachbarn kennen, hofft auf gegenseitige Hilfe, wünscht sich soziale Harmonie, Wertehomogenität und Konformität. Das schafft ein Gefühl sozialer Geborgenheit. Für andere Milieus bedeutet genau das hingegen sozialen Druck, unerwünschte Einmischung und unerfreuliche Nachbarn. In der Regel hält man deshalb – mit einzelnen Ausnahmen – eher Distanz gegenüber Nachbarschaft und direktem Quartiersumfeld.

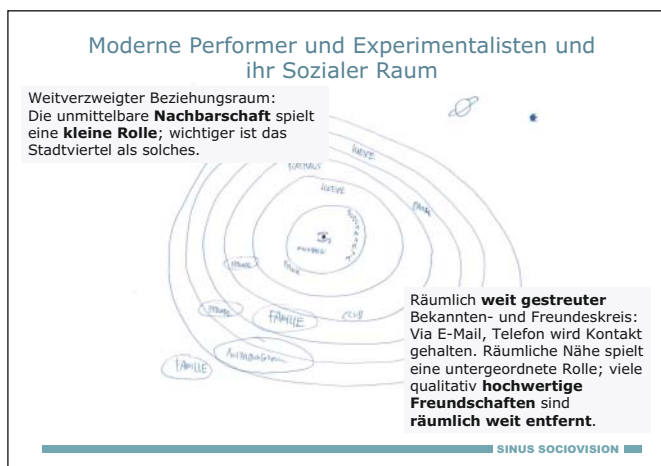


Abb. 1: Beispiel: Der soziale Raum eines Experimentalisten



Abb. 3: Beispiel: Collage zur idealen Nachbarschaft bei den Traditionsverwurzelten

Die Perspektive der jungen modernen Milieus und der Postmateriellen:

Hier ist man wesentlich mobiler als traditionelle Milieus und verfügt über deutlich höhere Toleranzgrenzen. Für sie ist ihre Wohnung oft wichtig, die Nachbarschaft dagegen nur insofern, als sie keine gravierenden Probleme bereiten soll. Aber gerade diese flexibleren und für gemischte Quartiere aufgeschlossenen Milieus verfügen auch über die räumlich unabhängigen sozialen Beziehungsräume. Und auch sie reagieren inzwischen sehr negativ, wenn Probleme und Störfaktoren aus dem räumlichen Umfeld die Grenzen ihres persönlichen sozialen Raums überschreiten. Auf diese Entwicklung wird sich eine Stadtentwicklung, die vom Bürger her denkt, einstellen müssen: Quartiersbelange können beispielsweise für bestimmte Anwohnersegmente von nur geringem Belang sein, während gleichzeitig Personengruppen ein Interesse für die Quartiersentwicklung aufbringen können, die an gänzlich anderer Stelle in der Stadt oder in der Region wohnen.



Abb. 4: Beispiel: Collage von Experimentalisten zur idealen Nachbarschaft

Bemerkenswert ist bei der Betrachtung von Nachbarschaften, dass lebensweltliche Symboliken nicht selten Werte-Gemeinsamkeiten verdecken können. Ein interessantes Beispiel dafür sind die traditionellen Milieus in der deutschen Bevölkerung einerseits und bei den Migranten andererseits. Auf den ersten

Blick trennen sie viele kulturelle Differenzen (wie z.B. Islam und Christentum), tatsächlich aber verfügen sie über recht ähnliche Vorstellungen von Ordnung und Nachbarschaft. Zentrale Gemeinsamkeit ist etwa die gemeinsame Abgrenzung von den Protagonisten der Spaßkultur und der Anspruch, in einem „ordentlichen“ und „gesitteten“ Quartier zu leben. Würden hier Netzwerkstrukturen über kulturelle Grenzen hinweg gefördert werden, könnten unerwartete Gemeinsamkeiten entdeckt und nachbarschaftliche Konflikte moderiert werden.

Paradoxerweise dehnen allerdings gerade die Milieus mit der höchsten Toleranz für Quartiere mit ethnischer und sozialer Mischung (die jungen, modernen Milieus und die Postmateriellen respektive die jungen, modernen Migranten-Milieus) ihre Beziehungsräume immer weiter aus, während für sie die unmittelbare Nachbarschaft von vergleichsweise geringer Bedeutung ist.

Sozialer Raum und Segregation

Residenzielle, auf den Wohnort bezogene, Segregation geht von der Mitte und von Gruppen mit gehobener sozialer Lage aus. Sie wird durch den Wegzug größerer Bewohnergruppen aus einem Quartier oder Stadtteil verursacht, die über genügend finanziellen Spielraum verfügen. Der Antrieb für solche Bewegungen entsteht dadurch, dass man sich durch Menschen, Gruppen oder Ereignisse in seinem persönlichen sozialen Raum zunehmend gestört fühlt. Es bedarf also schon einer als erheblich wahrgenommenen Problematik im Umfeld, um Segregation in Gang zu setzen.

Zu viel Vielfalt und Heterogenität der Lebensweisen und lebensweltlichen Orientierungen im persönlichen sozialen Raum führen letztlich nicht zu Kontakt, sondern zu Abgrenzung. Dies ist keineswegs nur ein Problem zwischen Deutschen und Migranten, sondern ebenso zwischen Deutschen und Deutschen oder Migranten und Migranten. Wo allerdings für jeden einzelnen der Punkt ist, ab dem man weg will, ist sehr unterschiedlich. Die dafür nötige Unzufriedenheit entwickelt sich langsam. Die Störfaktoren summieren sich mit der Zeit. Sie sind der Treibstoff für Segregation. Es ist genau diese Zeit (oft Jahre), in der eingegriffen werden könnte und die sich aufstauenden Probleme gelöst werden könnten. Geschieht das nicht, spitzt sich die Situation weiter zu.

Sobald die „Anderen“ und ihr Verhalten als Eingriff in die eigene Welt und den persönlichen sozialen Raum wahrgenommen werden (Lärm, schlechtes Benehmen, Regelverstoß, Übergriffe aller Art), steigt die Spannung. Sie neigt insbesondere dann zu Entladungen, zu offenen und verdeckten Konflikten, wenn der äußere Druck hoch ist, die Verhältnisse prekär sind und der Spannung nicht ausgewichen werden kann. Dieser Situation wollen die meisten aus dem Weg gehen, egal ob Deutsche oder Migranten. Schließlich gibt es kaum Möglichkeiten, die Probleme individuell zu lösen. Auf Lösungen von außen (Stadt, Staat, Institutionen im Viertel) vertraut man selten. Wegziehen wird deshalb zu einer sehr rationalen Lösung, der Spannung auszu-



weichen. Dass dies zu Segregation führen könnte, kümmert die nicht, die wegziehen. Wer wollte sie dafür auch mit welchem Recht verantwortlich machen.

Push-Faktoren für Segregation

Insbesondere in Quartieren mit einem hohen Maß an lebensweltlicher Heterogenität und Spannung, das zeigt die Studie sehr klar, werden Segregationstendenzen umso eher gefördert,

- je entspannter der Markt ist bzw. je besser die wirtschaftlichen Möglichkeiten der Betroffenen sind,
- je flexibler und mobiler die Betroffenen in Sachen Wohnen sind,
- je stärker Abgrenzungen und Urteile gesetzt werden,
- je demonstrativer Unterschiede sichtbar gemacht oder empfunden werden,
- je erstarrter die Wahrnehmung der „Anderen“ ist
- und je stärker die Lebenssituation für die Spannung empfindlich scheint (z.B. wenn in der Familienphase Entscheidungen über Kindergarten- und Schulbesuch zu treffen sind).

Zu den in den Gruppendiskussionen immer wieder emotional diskutierten Themen gehörten tiefe Gräben zwischen verschiedenen Gruppen, mit denen das Zusammenleben in einem Quartier aus Sicht der Teilnehmer nicht leicht oder glattweg unmöglich erscheint. Dazu gehören insbesondere Migranten und die moderne Unterschicht. Gebiete, in denen diese Gruppen dominant zu sein scheinen (bzw. wo sich beide Faktoren addieren), haben oft ein schlechtes Image und werden von anderen Gruppen gemieden. Der zentrale Mechanismus hinter diesem Zusammenhang ist das Bedürfnis, die Komplexität des Zusammenlebens mittels Vorurteilen und Generalisierungen zu vereinfachen, die gar nicht einmal unbedingt auf eigenen Erfahrungen basieren müssen, sondern auch und besonders auf Zuschreibungen Dritter und auf medialen Eindrücken basieren können. Manchmal gelingt es durch intensive und sehr zielstrebige Moderation diese Gräben zu überwinden.¹ Häufig aber fehlen solche Initiativen. Dann regiert die Kommunikationsunfähigkeit. Wo die Gräben tief und die Abneigungen ausgeprägt sind, besteht eben besonders wenig Möglichkeit, sich kennenzulernen und gemeinsame Interessen zu finden.

Partizipation im Stadtteil steckt noch in den Kinderschuhen

Die Wahrnehmung von Störungen im eigenen sozialen Raum steht am Anfang segregativer Prozesse. Um sie zu vermeiden, wäre mehr Partizipation und Engagement der Bewohner für ihr Viertel wichtig und hilfreich. Und natürlich engagieren sich viele Menschen in und für ihr persönliches Umfeld: Für Freunde, die

Familie oder Verwandte, in Vereinen, der Schule oder anderen, mit persönlichen Interessen verbundenen Institutionen.

Partizipation zur Verbesserung des sozialen Klimas im Wohnumfeld oder im Zusammenhang mit Prozessen der Quartiers- und Stadtentwicklung ist für die meisten allerdings *noch* kein Thema; so zumindest stellt sich der Status quo dar. Das Feld ist von Unsicherheiten, Intransparenz und teils auch einfach von negativen Engagementenerfahrungen geprägt; eine Situation, die durch die oft geringe Bindung an das Wohnquartier und die Tendenz, lieber auszuweichen als zu bleiben, eher noch gefördert wird. Der souveräne Bürger, der sich für sein Quartier einsetzt und es selbstbewusst mitgestaltet, ist de facto noch mehr Ideal als Realität.

Partizipationskultur benötigt Bereitschaft von allen Seiten

Festzuhalten bleibt: In allen Milieus gibt es Zugänge und Potenziale für Partizipation im Bereich Wohnen, in der deutschen Mehrheitsbevölkerung wie bei Migranten. Man muss sie nur kennen, ernst nehmen, auf sie eingehen und diese Potenziale (z.B. in moderierten Prozessen) nutzen. Als Erstes bleibt dabei festzuhalten, dass aus der Perspektive der Bewohner ein sehr weites Verständnis von Partizipation und Engagement in Sachen Zusammenleben im Quartier und in Bezug auf Prozesse der Quartiers- und Stadtentwicklung artikuliert wird. Dabei geht es nicht nur um die „großen“ stadtplanerischen Entwürfe, sondern oft auch einfach „nur“ um den Erhalt einer guten Nachbarschaft, um ein angenehmes Zusammenleben im Quartier oder auch einfach darum, dass man sich um Nachbarn bemüht und sie mit praktischer Alltagshilfe unterstützt. Zitate und Beispiele aus diesem Spektrum:

- **Intellektueller Zugang:** „Klar, man kann so eine Bürgerversammlung besuchen. Also ich habe das jetzt in zwei Wochen zumindest vor, weil das halt ein Thema ist, Gürtelausbau. Das ist halt so eine Gürtelstraße, die irgendwo endet und dann durchs Viertel laufen soll. Die soll weiter ausgebaut werden. Und da wir auch relativ in der Nähe wohnen, sind wir davon betroffen und dann gehe ich da jetzt auch hin.“ (Postmaterielle).
- **Gegenseitige Nachbarschaftshilfe:** „Man hilft sich gegenseitig, wo man kann. Es gibt nichts Schöneres für mich, als wenn jemand auf mich auch zukommt und mich um Rat bittet, um Hilfe bittet. Und so besteht bei uns eine Hausgemeinschaft, die einfach ein sehr positives Gefühl vermittelt und erzeugt.“ (Bürgerliche Mitte).
- **Subkultureller Zugang:** „Also bei uns gibt es eine große Konzerthalle mit kulturellem Spektrum, also ein Jugendzentrum, wo sich Kultur und Politik vernetzen. Ja, da gibt es viele Möglichkeiten, sich ehrenamtlich zu engagieren. Da gehst du halt einfach hin und machst das, fertig.“ (Experimentalist).
- **Sozial integrativer Zugang:** „Da war so ein altes deutsches Ehepaar, beide waren so gebrechlich und vereinsamt. Die

¹ Vgl. etwa die Beiträge von Wolfgang Prauser und Susanne Sander in diesem Heft.



Kinder kamen selten zu Besuch. Meine Mutter hat oft für die beiden mitgekocht. Ich war oft zum Tee trinken bei der älteren Dame, sie hat mir sehr viel über die deutsche Geschichte erzählt.“ (Traditionelles Gastarbeitermilieu).

- ❑ **Ethnisch-gemeinschaftlicher Zugang:** „Wenn jemand gestorben ist, dann sind alle 500 Türken da angekommen und haben ihre Hilfe angeboten, braucht ihr Geld, braucht ihr ein Auto, habt ihr schon Flugtickets oder was können wir für euch erledigen, da ist ein Zusammenhalt da.“ (Religiös-verwurzeltes Milieu),

Die partizipierende Mitwirkung in Strukturen und Prozessen der Stadtentwicklung und der Stadtpolitik ist momentan allerdings noch ein Entwicklungsfeld. Selbst bei den Postmateriellen, die auch den klassischen Formen von Partizipation und Engagement positiv gegenüberstehen, ist das eigene Engagement begrenzt und die Erwartung von Frustration beträchtlich. Über alle Milieus hinweg halten die meisten grundsätzlich fest, dass einem Politik und Verwaltung in Sachen Engagement nicht auf Augenhöhe gegenüberzutreten und in der Regel vor vollendete Tatsachen in bereits beschlossenen Prozessen stellen. Aus Sicht der Bürger äußert sich dies auf mehreren Ebenen:

- ❑ Kaum jemand glaubt, dass die Herrscher der Strukturen ernsthaft Interesse an Partizipation haben. Partizipation reiche meist nur so weit, wie es ihre Kreise nicht wirklich stört. Partizipationsangebote stehen deshalb auch nicht selten im Ruch, Alibifunktion zu haben.
- ❑ In jedem Falle – und ganz besonders dann, wenn man auf Konfrontationskurs mit der Stadt ist – rechnet man von dort mit hohen Hürden und vielen Widerständen. Entsprechend weit weg scheinen die Erfolgspotenziale zu sein. Administration und Politik sind bekanntermaßen gut organisiert und aufgestellt, um ihre Interessen durchzusetzen oder gegenläufige Interessen zu behindern.
- ❑ Dabei helfen die Strukturen für Partizipation. Es gibt aus Sicht der Bürger oft keinen durchschaubaren, berechenbaren und transparenten Rahmen dafür.

Die Gestaltung einer lebendigen Partizipationskultur bleibt aktuelle Aufgabe einer Stadtentwicklungspolitik, die beim Bürger ansetzen möchte. Für eine funktionierende Partizipationskultur mangelt es noch zu sehr an einem Eingehen auf Augenhöhe von Politik, Verwaltung und Wirtschaft auf die Bürger.

Emanzipationsbedarfe

Das Stichwort Bürgergesellschaft hat im Zusammenhang mit dem Thema Wohnen und Stadtentwicklung zwar schon seit längerem Konjunktur, aber noch – lange – keine stabile und breite Substanz. Dabei mangelt es nicht nur an der bereits angesprochenen Kooperation von Politik, Verwaltung und Wirtschaft. Auch für die Bürger bedeutet Bürgergesellschaft ein Umdenken von der Rolle des Konsumenten zur Rolle des aktiv Eingebundenen. Emanzipationsbedarfe in Sachen Bürgergesellschaft gibt

es in allen Milieus, was aber nicht über die Tatsache hinwegtäuschen darf, dass gleichzeitig überall Zugänge zum Engagement im Bereich Wohnen und Stadtentwicklung existieren. Engagement benötigt einen Initiationsmoment, der sich auch dem Thema der (noch zu vermittelnden) Emanzipationsbedarfe widmet.

Bürgergesellschaft darf auf keinen Fall bedeuten, die Bürger auf sich allein gestellt zu lassen, denn insbesondere in prekären Milieus, wie etwa der modernen Unterschicht, trifft man noch auf starke Distanz bis hin zur Reaktanz. Viele Missstände werden hier zwar beklagt, den Politikern und Behörden alles Mögliche angekreidet. Aber es fehlt sowohl das Gefühl, selbst dafür verantwortlich zu sein, als auch der Eindruck, etwas daran ändern zu können. Warum also Zeit und Aufwand investieren? In anderen Milieus wird dagegen durchaus grundsätzliche (jedoch wenig spezifische) Bereitschaft bekundet, sich zu beteiligen und zu engagieren. Letztlich hat man aber gerade auch oft viele Verpflichtungen (Moderne Performer), die dem oft noch ungewohnten Thema Bürgergesellschaft im Bereich Wohnen und Stadtentwicklung zunächst noch im Wege stehen. In mehreren Milieus (Etablierte, Postmaterielle, Moderne Performer, Bürgerliche Mitte, Experimentalisten) ist erkennbar, dass Widerstand gegen Unsinniges, aber auch Zivilcourage Anerkennung genießen und als Handlungsoption in Frage kommen. Jedoch braucht es auch hier einen konkreten Anlass, einen Initiationsmoment, der das Zustandekommen von Engagement unterstützt.

Fazit

Die Studie hat gezeigt, dass der individuelle soziale Raum mit klar abgrenzbaren geografischen Räumen kaum mehr beschrieben werden kann und zunehmend weniger mit administrativen Grenzen in Verbindung steht. Quartiere und Nachbarschaften haben heute nur noch sehr begrenzte Bindungskraft. Für die Segregationsforschung bedeutet das, dass geografisch definierte Räume und administrative Einheiten nicht ausreichen, um Segregation zu untersuchen. Für die Politik bedeutet es, dass sie sich zusätzlich Bezugsebenen suchen muss, mit denen sie an diesem häufig beklagten Problem arbeitet.

Der Trend zur Entwurzelung, den die Studie mit Schwerpunkt auf die modernen Milieus beschreibt, steht im Kontext dieses neuen Raumverständnisses. Die zunehmende lebensweltliche und auch biografische Mobilität führt dazu, dass der Wohnstandort an alltagsweltlicher Bedeutung verliert und auch eine Bindung an das Quartier an sich nicht immer erreichbar ist. Das bedeutet nicht, dass die Umzugshäufigkeit massiv ansteigen wird. Vielmehr gilt es, Stadt in einem größeren Zusammenhang zu denken, was unter anderem bedeutet, dass Quartiersbelangen auch für weiter weg wohnende Akteure eine wichtige Bedeutung zukommen kann. Das Quartier an sich hat dagegen oft nur für bestimmte Bewohnersegmente eine höhere Relevanz.

In Bezug auf das soziale Miteinander in der Stadt fordert die Studie einen Perspektivwechsel vom geografischen Raum zum



sozialen Raum der Akteure. Dadurch erhält nicht zuletzt die Debatte um die integrative Stadtgesellschaft einen neuen Swing, denn das bedeutet, dass ein geografisches Miteinander von sich aus eben kein soziales Miteinander mit sich bringt. Vorurteile, die gegenüber anderen Gruppen im Quartier bestehen, können z.B. tatsächliche Gemeinsamkeiten verdecken. Eine externe Moderation² von kommunikativen Prozessen im Quartier besitzt daher definitiv das Potenzial, das soziale Miteinander nachhaltig zu verbessern. Das „Nebeneinander“ in der Stadt bedeutet aber auch, dass eine soziale Mischung der Wohnstandorte als stadtentwicklungspolitisches Ziel der Integration an seine Grenzen stößt. Auch wenn in bestimmten Segmenten höhere Toleranzwerte gegenüber sozial und ethnisch „Anderen“ zu verzeichnen sind: Paradoxer Weise sind meist genau hier das direkte Wohnumfeld und die direkte Nachbarschaft von geringer Bedeutung. Integration kann sich von daher nicht allein am Wohnstandort selbst orientieren. Es gilt, auch darüber hinaus integrativ zu wirken, ganz im Sinne eines „Bridging“ von „Social Capital“, wie es beispielsweise in dem Beitrag von Olaf Schnur in diesem Heft angeführt wird. Beispiele für solch ein Engagement jenseits von Stadtteillogiken und Quartiersgrenzen wären beispielsweise die – ehrenamtliche – Mitarbeit in einem soziokulturellen Zentrum oder eine Kontaktbörse für berufliche Kompetenzen und Kontakte.

Die Idee Bürgergesellschaft bietet sicherlich Potenziale zur Verbesserung des sozialen Klimas im Quartier und auch zur Vernetzung der Stadtbewohner. In Bezug auf Wohnen und Stadtentwicklung steckt sie aber noch in den Kinderschuhen. Zugänge zu einem solchen Engagement lassen sich zwar in allen Milieus finden, die entsprechenden politischen Kompetenzen der Bürger und auch die Kooperationsbereitschaft von Politik, Verwaltung und Wirtschaft auf Augenhöhe mit dem Bürger müssen sich allerdings noch entwickeln.

Die residenzielle Segregation in Deutschland liegt im europäischen Vergleich bisher insgesamt nicht sehr hoch.³ Wir müssen uns aber darauf einrichten, dass der Segregationsgrad zunehmen wird. Die Umstände in Deutschland befördern diese Tendenz ohne Zweifel: Heterogenität der Werte- und Lebenswelten, ethnische Vielfalt, sozialhierarchische Polarisierung, teilweise entspanntere Wohnungsmärkte, hoch entwickelte Mobilität sowie beträchtliche Abgrenzungs- und Abschottungstendenzen. Residenzielle Segregation und eine soziale Polarisierung der Wohnstandorte werden eine erwartbare Folge sein. Wenn die Städte nicht in der Lage sind, die dort immer massiver auftretenden Probleme zu lösen, werden sie mit sozialer Segregation und einer zunehmend weniger integrativen Stadtgesellschaft rechnen müssen.

Bedeutsam bleibt zudem, dass man Segregationsprozesse nur verstehen kann, indem man ganz bewusst die Sicht der Menschen vor Ort zunächst in die Betrachtung der Probleme, dann aber auch in die Handlungskonzepte einbezieht. Diese Sicht-

weisen sind in höchstem Maße subjektiv, lokal geprägt, aber nichtsdestotrotz absolut wirksam. Generalisierende Statistiken reichen ganz sicher nicht aus, dies zu erfassen oder zu verstehen. Wer aber die Situation vor Ort und die beteiligten Menschen dort nicht versteht, wird nicht erfolgreich agieren können. Und wenn in problematischen Gebieten die wahrgenommenen Probleme nicht gelöst werden und sich Möglichkeiten zum Wegziehen bieten, wird die Abstimmung mit den Füßen nicht aufzuhalten sein. Mit der vorliegenden Studie haben wir ein sehr praktisches Raster entwickelt, mit dem man sich der Analyse vor Ort nähern kann. Nicht zuletzt soll so ein Anstoß geliefert werden, bestehende Handlungskonzepte (wie etwa das der sozialen Mischung der Wohnstandorte) zu überdenken und über neue Ansatzmöglichkeiten nachzudenken

Sebastian Beck

Wissenschaftlicher Referent des vhw e.V., Berlin

Thomas Perry

Director Communication Research, Sinus Sociovision GmbH, Heidelberg

Quellen:

Poddig, B./Hallenberg, B. (2005): Wissen, wer wo wohnt – das Beratungsangebot WohnWissen des vhw, in: Forum Wohneigentum 04/2005.

Perry, Th. (2003): Die Sinus-Milieus – ein Überblick, in: Forum Wohneigentum 01/2003.

Beck, S./Perry, Th. (2007): Migranten-Milieus, in: Forum Wohneigentum 04/2007.



Thomas Perry und Sebastian Beck auf dem vhw-Symposium „Integration - Sta(d)tt - Segregation“ am 8. Mai 2008 in Berlin

² Vgl. dazu den Beitrag von Susanne Sander in diesem Heft.

³ Vgl. dazu den Beitrag von Hartmut Häußermann in diesem Heft.